

Folge „Tempelräuber“ (Regie: Matthias Tiefenbacher, Erstausstrahlung ARD: 25. Oktober 2009) zum Thema Priesterkinder. Über Religion im „Tatort“ hat bereits vor ein paar Jahren die Literaturwissenschaftlerin Claudia Stockinger gearbeitet.

Die einzelnen Analysen im Band beeindrucken durch eine gute Kenntnis der Filme und Serien. Da es um das *Priesterbild* geht, wird zum Beispiel die äußere Erscheinungsform untersucht: Mit welchen Attributen, mit welcher Kleidung tritt der Priester auf? Mitunter ist es ja die heute in unseren Breiten kaum sichtbare Soutane. Kommen Seelsorge und Liturgie ins Bild? Inwieweit wird die priesterliche Lebensform thematisiert? Während „Die Dornenvögel“ ihre Spannung auf der Problematisierung des Zölibats aufbauen, gerät „Pfarrer Braun“ kaum in „Versuchung“. Besonders spannend ist zu sehen, dass die Priesterfiguren mitunter eine speziellere Rolle haben: So können die Priester in der „Exorzist“-Reihe als „Soldaten Gottes“ aufgefasst werden, das Kreuz wird zur „Waffe“.

Die Aufsätze im Band thematisieren auch Gender-Fragen: Wie stark werden Priester als „Männer“ dargestellt – auch körperlich? Werden ihnen auch stereotyp-weibliche Attribute verpasst? So wird die Figur Alfred Banyardi in der österreichischen Serie „Braunschlag“ als feminisierter „Prada-Priester“ charakterisiert.

Als Fazit kann man feststellen, dass in den untersuchten Medienprodukten Priester sehr unterschiedlich dargestellt werden. In nicht wenigen Fällen sind es freilich stereotype Bilder – es geht wohl darum, den Priester ohne Aufwand als solchen erkennbar zu machen. Für den Rezensenten liegt sein Reiz aber v. a. darin, dass er in weiterführender Perspektive – wie eingangs angedeutet – die Frage nach der Wirkung von medialen Priesterbildern auf die Einstellung bei den Rezipienten aufwirft. Das geht aber über die Erkenntnismöglichkeit des informativen und unterhaltsamen Buches hinaus.

Heinz Niederleitner, Salzburg

Irena Zeltner Pavlovic: Religion, Gewalt und Medien. Die serbisch-orthodoxe Kirchenpresse in den postjugoslawischen Kriegen. Erlangen: Christliche Publizistik Verlag 2013 (=Studien zur christlichen Publizistik, Band 21), 432 Seiten, 25,00 Euro.

Die Jugoslawien-Kriege sind Geschichte, und in den postjugoslawischen Gesellschaften wächst der Abstand zu den nationalistischen Exzessen der 1990er Jahre. Das gilt, wie man an dieser



in Erlangen entstandenen Dissertation sehen kann, auch für das Milieu der orthodoxen Nachwuchstheologen. Irena Pavlovic hat nach der Jahrtausendwende an der Belgrader Theologischen Fakultät studiert, wobei sie maßgeblich von Bischof Ignjatije Miodić und der von ihm vertretenen „eucharistischen Ekklesiologie“ beeinflusst wurde – eine Richtung, die auf nicht-nationalistische Strömungen in der griechischen und russischen Theologie zurückgeht und das liturgische Ereignis der Eucharistie in den Mittelpunkt des christlichen Denkens stellt, nicht aber das Verhältnis zu Staat und Nation.

Pavlovics Arbeit, eine kommunikationstheoretisch angeleitete Inhaltsanalyse der serbisch-orthodoxen Kirchenpresse zwischen 1990 und 1995, geht mit der Kriegsberichterstattung der eigenen Kirche hart ins Gericht – weit härter als bislang in orthodoxen Kreisen üblich und teilweise gründlicher als viele säkulare Analytiker aus Serbien und aus dem Westen. Niemand hat bislang die zentralen serbischen Kirchenzeitschriften (v. a. „Pravoslavljje“, „Glasnik“, „Pravoslavni Misionar“) so gründlich durchgekämmt wie Pavlovic. Dass sich die orthodoxe Kirchenpresse intensiv an der nationalistischen Propaganda beteiligt hat, ist

schon lange bekannt, allerdings beeindruckt die hier aufgebaute Evidenz durch ihre Systematik und nicht zuletzt dadurch, dass sie eben von einer Autorin aus der Kirche selbst stammt. Gegenwärtig scheint die Serbische Orthodoxe Kirche (SOK) noch nicht soweit

zu sein, dass sie derartig schmerzhaft Hilfen zur Selbsterkenntnis honorieren würde. Pavlovic vertritt ihre Thesen zwar als Mitglied, aber keineswegs als Funktionsträgerin ihrer Kirche, sie ist in den deutschen akademischen Betrieb eingebunden, hat aber keine Anstellung bei der SOK. In der Arbeit lässt sie durchblicken, dass sie es auch bei ihren Recherchen nicht immer leicht hatte, weil sich die orthodoxen Kirchenjournalisten nicht gerne in die Karten blicken ließen (S. 139).

Pavlovic stuft die Kriegsberichterstattung der SOK als überwiegend konfliktverschärfend ein – d. h. die Intentionen der kroatischen und bosnjakischen Kriegsgegner wurden als negativ, die der eigenen Seite als positiv dargestellt, die Gegner als aggressiv, die eigene Seite als defensiv usw. In extremen Fällen setzte man serbisch-nationale Positionen mit göttlicher Wahrheit gleich, serbische Freischärler mit Märtyrern und serbische Pazifisten mit Verrätern (S. 294, 303f, 324f, 327, 334, 345, 347). Etwas milder urteilt die Autorin über den serbischen Patriarchen Pavle, bei

Die Inhaltsanalyse der serbisch-orthodoxen Kirchenpresse geht mit der Kriegsberichterstattung der eigenen Kirche hart ins Gericht.

dem sich eine ganz überwiegend serbisch-nationale Sichtweise mit Dialogbereitschaft und Friedensrhetorik verband; schlecht kommt dagegen der Episkopat insgesamt davon, besonders verheerend sind die Befunde zu den hauptamtlichen Kirchenredakteuren, meist Priestern, die sich das journalistische „Handwerkzeug“ autodidaktisch beigebracht hatten. Übrigens unterstellt Pavlovic den Akteuren der serbischen Kirchenpresse keine böse Absicht (S. 369), sondern deutet einen tief sitzenden Opferkomplex an – dieser Einschätzung stimmt auch der Rezensent zu.

Den bedeutenden Verdiensten der Arbeit stehen fast ebenso bedeutende Schwächen gegenüber. Von insgesamt 382 Seiten Text entfallen etwa 150 auf den theoretischen Teil, weitere 100 beschreiben die Geschichte des orthodoxen Kirchenjournalismus in Tito-Jugoslawien, so dass die eigentliche Materialanalyse weniger als ein Drittel des Buches ausmacht. Theoretisierung und Kontextualisierung werden mitunter selbst zur Quelle von Problemen. Die Methode der Inhaltsanalyse basiert auf einer Codierung inhaltlicher Merkmale nach einem binären System, bei Pavlovic ist es die basale Unterscheidung von eskalierenden und deeskalierenden Momenten, die dann über verschiedene Themen- und Fragefelder verfolgt wird.

In der empirischen Analyse wird der Diskurs der orthodoxen Medien so in eine Summe von Einzelfragen aufgeteilt und jeweils eine Einordnung der Beiträge als eskalierend bzw. deeskalierend vorgenommen. Das ist systematisch, aber auch recht schematisch. Denn durch die Aufspaltung des Problems geht der Zusammenhang zwischen den Diskurssträngen schnell verloren. Das gilt etwa für das Verhältnis zwischen Versöhnungsrhetorik und negativen Zuschreibungen an die Kriegsgegner, die hier als Gegensätze codiert werden, tatsächlich aber oft in Symbiose standen und den Kontrast zwischen eigener „Heiligkeit“ und der Bosheit der Anderen noch steigerten. Zumindest für den Historiker wirkt auch der kommunikationswissenschaftliche Ansatz selbst problematisch, weil hier das Denotat der Kommunikation schnell aus dem Blick gerät und nur noch nach Intentionen und Wirkungen einer Botschaft gefragt wird. So entsteht der Eindruck, als komme es ausschließlich auf Deeskalation und nicht auf die inhaltliche Korrektheit eines Medienbeitrags an – eine Auffassung, die dem Bedürfnis der Völkerverständigung nach gemeinsamen Wahrheiten keine Rechnung trägt.

*Den bedeutenden Verdiensten
der Arbeit stehen fast
ebenso bedeutende
Schwächen gegenüber.*

Kritikwürdig erscheint auch das ausführliche Kapitel über die Entwicklung des SOK-Kirchenjournalismus im Sozialismus und danach. Hier werden Details ausgebreitet über einzelne serbisch-orthodoxe Zeitschriften, die für den empirischen Hauptteil unwesentlich sind; teilweise werden bei der Recherche auch unpassende Methoden verwendet. Ist es wirklich sinnvoller, sich von altgedienten Kirchenjournalisten die Entwicklung des SOK-Pressewesens erzählen zu lassen, als einmal in ein Archiv zu gehen und sich das Thema im Lichte schriftlicher Quellen anzusehen? Wahrscheinlich wäre hier eine Kombination aus Interviews und Archivrecherche der beste Weg gewesen, um zu einem kompletteren, weniger vom guten Willen der Interviewpartner abhängigen Bild zu kommen.

Das größte Problem des Kapitels aber ist die Intention – Pavlovic versucht hier offenbar, die für die SOK ungünstigen Resultate des empirischen Teils durch die Konstruktion ihrer Arbeit wieder abzuschwächen. Konkret geht es um den Nachweis, dass die Unterdrückung der Kirche im Sozialismus zu einer geringen Professionalität der kirchlichen Öffentlichkeitsarbeit geführt habe, was sie in den 1990er Jahren dann anfällig für nationalistische Manipulationen machte.

Ist es wirklich sinnvoller, sich von altgedienten Kirchenjournalisten die Entwicklung des Pressewesens erzählen zu lassen, als in ein Archiv zu gehen?

Dieses Argument ist nicht falsch, aber doch arg verkürzt. Sicher können ungebildete Kirchenjournalisten, denen das Wissen über die Pluralität der eigenen Tradition fehlt, anfällig für eine nationalistische oder fundamentalistische Ausdeutung von Religion sein. Bildung alleine aber schützt nicht vor Radikalismus – das ist aus der allgemeinen wie auch aus der serbischen Geschichte wohl bekannt.

Der serbische religiöse Nationalismus der 1990er Jahre geht maßgeblich auf orthodoxe Denker der Zwischenkriegszeit wie Nikolaj Velimirović und Justin Popović zurück, die als die gebildetsten serbischen Theologen ihrer Zeit galten. Und auch die Scharfmacher der 1990er Jahre gehörten teilweise zur Bildungselite der SOK, vorbereitet durch Auslandsstudien in Griechenland, Rom und anderswo. Mit ihrer These von der „kommunistischen Ursache“ der serbisch-orthodoxen Fehlleistung der frühen 1990er Jahre stimmt Pavlovic leider in den Chor jener ein, die dem Kommunismus für alles die Schuld geben. Das passt nicht zur ansonsten oft beeindruckenden Klugheit und Bildung der Autorin, von der wir hoffentlich in Zukunft noch mehr lesen werden.

Klaus Buchnau, Regensburg